

Arme Opfer, böse Täter, gute HelferInnen

Von Spaltung, Rollenfixierung, Dämonisierung, Skandalisierung und anderen hilfreichen Mitteln zur Komplexitätsreduktion im Kontext „Sexuelle Gewalt gegen Kinder“

Gertrude König

Aus systemisch-konstruktivistischer Sicht sind es die Sichtweisen von Individuen und ihre Kommunikation darüber, die Realität kreieren.

Man mag diesen Ansatz überzogen finden, klar ist jedenfalls, dass persönliche Sichtweisen und Sichtweisen des sozialen Bezugssystems die Befindlichkeit von Menschen, ihre Möglichkeiten, Erwartungen und ihr Problembewältigungspotential mehr oder weniger stark beeinflussen.

Natürlich haben auch die Sichtweisen von Menschen, die von Gewaltproblemen betroffen sind oder waren, bzw. die Sichtweisen ihres sozialen Umfelds Auswirkungen auf die „Realität“ dieser Personen und damit auf Bewältigungsmöglichkeiten und Folgen ihrer Gewalterfahrungen.

Gerade im Hinblick auf Coping-Strategien ist es von großer Bedeutung, welchen Stellenwert von Gewalt betroffene Menschen ihren Gewalterfahrungen einräumen, für wie geschädigt sie sich halten, was für Folgen sie befürchten, wie sie ihre Ressourcen einschätzen und mit welchen Zuschreibungen, Erwartungen, Ängsten und Befürchtungen sie seitens

ihres sozialen Bezugssystems in welcher Weise konfrontiert werden.

Neben den Sichtweisen des bestehenden sozialen Bezugssystems erscheint mir die Haltung von HelferInnen, die von solchen Menschen im Zusammenhang mit ihren Gewalterfahrungen aufgesucht werden, besonders relevant, und zwar aus folgenden Gründen:

- Wenn von Gewalt betroffene Menschen Hilfe suchen (sei es unmittelbar nach der Gewalterfahrung oder auch lang danach, wenn sie an der Verarbeitung der Erfahrung zu scheitern drohen), befinden sie sich meist in einer Krise, was sie besonders verletzlich und manipulierbar macht.

- Außerdem wird dem in dieser Situation aufgesuchten Helfer eine besondere Kompetenz im Umgang mit Gewaltproblemen zugeschrieben, woran sich spezielle Erwartungen und Hoffnungen knüpfen. Diese fördern natürlich die Bereitschaft, Sichtweisen zu übernehmen.

- Nicht zuletzt ist die beraterische bzw. psychotherapeutische Rolle prädestiniert, Sichtweisen zu transportieren bzw. zu modifizieren, woraus eine besondere Verantwortung der in diesem Bereich tätigen HelferInnen resultiert.

Ausgehend von den oben beschriebenen Aspekten möchte ich mich im Folgenden mit problematischen Sichtweisen im Zusammenhang mit Gewaltproblemen, deren Genese und deren Auswirkungen auf Betroffene beschäftigen.

Von besonderem Interesse sind dabei für mich Sichtweisen von HelferInnen über Auswirkungen von sexueller Gewalt auf Betroffene und daraus resultierende Erfordernisse in der Behandlung, über Motive, Hintergründe und Charakteristika von so genannten Tätern und über dynamische Prozesse zwischen so genannten Opfern und so genannten Tätern sowie aus diesen Sichtweisen resultierende Mechanismen und deren Auswirkungen im Hilfeprozess.

Fixierung auf Opferrolle

„Wer sexuelle Übergriffe er- oder überlebt hat, ist lebenslang geschädigt“

Ich gehe davon aus, dass Menschen, die sexuelle Übergriffe erlebt haben, nicht ausschließlich so genannte „Opfer“ sind. Die Missbrauchserfahrung macht nur einen beschränkten Teil ihrer Gesamtpersönlichkeit aus, auch wenn die subjektive Wahrnehmung in der akuten Krisensituation dem zu widersprechen scheint. Verständlicherweise kommt es in der akuten Situation zu einer Einengung und Problemfokussierung bei von Gewalt Betroffenen und deren sozialem Umfeld. Dabei ist natürlich zu unterscheiden, wie massiv, wie häufig, wie lange, durch wen, in welchem Alter und in welcher Form ein Kind sexuellen Übergriffen ausgesetzt ist oder war. Grundsätzlich ist aber davon auszugehen, dass Kinder, die sexuelle Gewalterfahrungen haben, Kinder mit individuellen Stärken und Schwächen, mit spezifischen Ressourcen und Fähigkeiten sind, auch wenn es in ihrem Leben häufig einen Mangel an protektiven und einen Überhang an Belastungsfaktoren gibt. Es erscheint mir von enormer Wichtigkeit, Kinder trotz ihrer Belastung durch Ge-

walterfahrungen in ihrer gesamten Persönlichkeit wahrzunehmen und ihre gesunden, starken Anteile nicht auszublenden. Das bedeutet nicht, die traumatisierenden Auswirkungen von sexuellen Gewalterfahrungen zu bagatellisieren oder zu ignorieren. Das soll auch nicht dazu führen, die Augen vor Risikofaktoren und Rahmenbedingungen, die den sexuellen Übergriff begünstigt haben, zu verschließen.

Vielmehr soll das Ziel sein, nach einer ausreichenden Beschäftigung mit dem Übergriff und daraus resultierenden Schwierigkeiten und Konflikten den Blick wieder auf problemfreie Bereiche zu richten, die Übergriffserfahrung zu integrieren und nicht in einer permanenten Opferrolle hängen zu bleiben. Die Voraussetzung dafür, Betroffene in diesem Prozess gut unterstützen zu können, ist, von sexueller Gewalt betroffene Kinder nicht als „fürs Leben gezeichnet“ zu sehen, sondern ihnen zuzutrauen und mit ihnen daran zu arbeiten, diese Erfahrung zu überwinden und neue Wege fernab einer fixierten Opfer-Identität zu gehen.

Insofern gibt es für mich auch keine so genannte „Opfertherapie“. Die Verwendung eines solchen Begriffs impliziert Problemfokussierung und möglicherweise Fixierung auf eine spezifische Rolle, die zu überwinden das eigentliche Ziel einer therapeutischen Bearbeitung sein sollte.

„Wer sexuelle Übergriffe erlebt hat, braucht Psychotherapie“

Aus unserer Erfahrung ist nicht davon auszugehen, dass jedes Kind mit sexuellen Übergriffserfahrungen grundsätzlich psychotherapeutische Unterstützung braucht. Die Auswirkungen sexueller Übergriffe auf Kinder sind sehr individuell und hängen natürlich von Faktoren wie Art, Schwere und Dauer der Übergriffe, Alter des Kindes zum Zeitpunkt des Übergriffs und vom (Verwandt-

schafts-)Verhältnis zum Missbraucher ab. Ein weiteres wesentliches Kriterium für das Ausmaß der Traumatisierung und die emotionalen Folgen ist aber die Reaktion des sozialen Umfelds auf die Aufdeckung seitens des Kindes. So hat ein Kind mit sehr massiven Übergriffserfahrungen, dem bei seinen Aufdeckungsversuchen sofort Gehör und Glauben geschenkt wird und das von seinem sozialen Bezugssystem viel Unterstützung bekommt, weitaus bessere Chancen, den Übergriff konstruktiv zu verarbeiten als ein Kind, dessen Übergriffserfahrungen vielleicht weniger massiv sind, das aber seitens der Angehörigen ignoriert, im Regen stehen gelassen oder sogar beschuldigt wird, wenn es mit seinen Erfahrungen nach außen geht. Die Indikation für eine Psychotherapie nach einem sexuellen Übergriff hängt außerdem wesentlich davon ab, in welcher emotionalen, psychischen und entwicklungsmäßigen Verfassung ein Kind vor dem Missbrauch war. Alle Beeinträchtigungen eines Kindes, das sexuell traumatisiert ist, den Übergriffserfahrungen zuzuschreiben, ist zwar nahe liegend, wird aber der Realität häufig nicht gerecht. Eine solche Sichtweise dient manchmal in erster Linie der Entlastung derer, die sich Schuld an schon vor dem Übergriff bestehenden Schwierigkeiten des missbrauchten Kindes zuschreiben, aber nicht dem betroffenen Kind. Hinsichtlich der Frage nach der Notwendigkeit einer therapeutischen Unterstützung erscheint es mir wichtig, Kinder in ihrer Gesamtpersönlichkeit wahrzunehmen und nicht auf ihren „Betroffenenstatus“ zu reduzieren. Durch ein aufgezwungenes oder für das Kind zu diesem Zeitpunkt nicht passendes therapeutisches Angebot könnte beim Kind der Eindruck entstehen oder verstärkt werden, durch den Übergriff so massiv geschädigt zu sein, dass ihm eine eigenständige Bewältigung dieser Erfahrung mit Unterstützung seines sozialen Bezugssystems nicht zugetraut werden

kann. Abgesehen davon, dass dies unserer Erfahrung nach oft nicht stimmt, kann dadurch bei den betroffenen Kindern das Gefühl, schwach, machtlos ihren Erfahrungen ausgeliefert und „fürs Leben gezeichnet“ zu sein, verstärkt werden. Kriterium für eine Therapieindikation kann daher nicht das Vorliegen einer Übergriffserfahrung, sondern ausschließlich die Gesamtbefindlichkeit des Kindes sein.

Im Zusammenhang mit der Gefahr einer Fixierung auf die Opferrolle finde ich so genannte Survivor-Groups, die in den USA starken Zulauf finden, höchst problematisch. In diesen Zirkeln treffen sich Menschen, die Gewalterfahrungen der unterschiedlichsten Art gemacht haben, regelmäßig zu Erfahrungsaustausch und kollektivem Hochhalten ihrer Opferrolle. Ohne den kathartischen Effekt einer Aussprachemöglichkeit unter Menschen mit ähnlichen Erfahrungen in Frage zu stellen, halte ich solche Gruppen für kontraproduktiv im Hinblick auf die Verarbeitung und Integration von Missbrauchserlebnissen. Die Gruppe definiert sich über den Überlebenden-Status ihrer TeilnehmerInnen und ist existentiell daran gebunden. Eine Überwindung dieser Rolle durch einzelne Mitglieder wäre eigentlich Verrat an der gemeinsamen Sache, ist als solches verpönt und würde den Verlust des emotionalen Rückhalts der Gruppe nach sich ziehen. Abgesehen von der Festschreibung der Opferrolle in diesen Gruppen erscheint mir die mangelnde Differenzierung der Übergriffserfahrungen der TeilnehmerInnen problematisch und eine unzulässige Gleichmacherei. So werden Menschen, die durch die Begegnung mit einem Exhibitionisten belästigt wurden, ebenso als Überlebende bezeichnet wie Inzest-Betroffene oder schwer traumatisierte Menschen nach multiplen, langjährigen sexuellen Gewalterfahrungen. Auch wenn all diese unterschiedlichen Formen in das weite Feld sexueller Übergriffe fal-

len, sind sie vom Ausmaß der traumatisierenden Wirkung nicht vergleichbar und erfordern einen differenzierten Umgang.

Darüber hinaus finde ich die Verwendung des Terminus „Überlebende/r“, der im Zusammenhang mit Holocaust-Opfern adäquat ist, zynisch und geschmacklos.

Arme Opfer – böse Täter

Die Spaltung bzw. Polarisierung in Opfer und Täter, in Gut und Böse im Kontext „sexuelle Gewalt gegen Kinder“ ist problematisch, wenn auch nachvollziehbar. Spaltungsmechanismen dienen der Komplexitätsreduktion und sind elementare Abwehrformen. Bei der Konfrontation mit Fällen von sexueller Gewalt gegen Kinder ist die emotionale Beteiligung hoch. Unterschiedliche Affekte wie Wut, Mitleid, Ekel, Angst etc. werden mobilisiert und lösen Impulse aus. Ein Aushalten dieser Affekte und die Balance all dieser teils sehr divergierenden Impulse ist schwierig und enorm belastend. Spaltung reduziert die eigene Spannung und Belastung, macht es aber auch unmöglich, das Gesamtproblem im Auge zu behalten, falldynamische Prozesse zu verstehen und entsprechend zu handeln.

Systeme, in denen es zu sexuellen Übergriffen an Kindern kommt, zeigen eine komplexe Dynamik, der eine polarisierte Darstellung nicht gerecht wird. Die Simplifizierung „Täter = böse, mächtig, schuldig, muss bestraft werden“ bzw. „Opfer = arm, hilflos, unschuldig, muss gerettet werden“ stellt den Versuch dar, ein Bild mit unterschiedlichen Grautönen zu einer vereinfachten Darstellung mit klar abgegrenztem Schwarz-Weiß zu machen und so Ambivalenzen und Widersprüche auszublenden. Auch wenn die Hintergründe von Spaltungsphänomenen bei Fällen von sexueller Gewalt gegen Kinder evident sind, sollte die Hel-

ferIn, wenn sie sich bei heftigem Polarisieren ertappt, sich die Frage stellen, was es genau bei diesem Fall, in dieser aktuellen Situation so schwer macht, bei einer integrativen Betrachtung der vorliegenden Dynamik zu bleiben, welche Affekte so unaushaltbar, welche Impulse so drängend sind, dass das Böse vom Guten separiert betrachtet und das Zusammenspiel aller beteiligten Personen ausgeblendet werden muss und nicht wahrgenommen werden kann.

Wenn im Beratungsprozess ein von sexueller Gewalt betroffenes Mädchen ausschließlich als armes, schutzbedürftiges Opfer gesehen wird und alle Anteile ausgeblendet werden, die nicht in dieses Schema passen, bleiben wesentliche Aspekte aus der Behandlung ausgeklammert: Ambivalenzen gegenüber der Mutter, der das von Inzest betroffene Kind vorgezogen wurde und der es sich überlegen fühlt, von der es sich aber auch im Stich gelassen und aus Konkurrenzgründen abgelehnt fühlt und nach deren liebevoller Unterstützung es sich vielleicht trotz allem sehnt, können nur schwer angesprochen werden. Es wird einem solchen Mädchen auch kaum möglich sein, Trauer über den Verlust der privilegierten Position in der Familie zu zeigen, die materielle Gratifikationen sicherstellte und enorme Macht gegenüber allen anderen Familienmitgliedern bedeutete, aber natürlich auch eine Überforderung darstellte und eine Quelle massiver Schuldgefühle sein kann. Ebenso schwierig wird es sein, Sehnsucht nach dem missbrauchenden Vater auszudrücken, von dem es nach der Aufdeckung getrennt wurde, der aber trotz der Übergriffe eine wichtige – und möglicherweise die einzige wirkliche – Bezugsperson war, wenn es erlebt, dass dieser von der TherapeutIn abgelehnt und dämonisiert wird. Vor allem aber ist es undenkbar, allfällige Lustgefühle im Zusammenhang mit dem Übergriff zu thematisieren, die häufig heftigste Schuldgefühle auslösen und derartig

ich-dyston sind, dass sie für die Betroffenen kaum erträglich sind.

Die Abspaltung dieser sozial wenig akzeptierten Anteile durch die HelferIn fördert die Spaltungstendenzen der Betroffenen. Wenn diese Anteile einer bewussten Reflexion nicht zugänglich gemacht werden können, besteht die Gefahr, dass sie sich in diversen Symptomen manifestieren, die langfristig eine massivere Belastung darstellen als der vorangegangene Übergriff.

Darüber hinaus ist die Tabuisierung dieser nicht opferrollen-kompatiblen Anteile im Beratungsprozess meiner Meinung nach einer der häufigsten Gründe für Beratungs- bzw. Therapie-Abbrüche.

So sehr es für von Gewalt betroffene Kinder und Jugendliche wichtig ist, dass ihnen geglaubt wird und sich Erwachsene klar auf ihre Seite stellen, wenn sie mit ihren Erfahrungen nach außen gehen, so wichtig ist es auch, sie mit all ihren Widersprüchen und Ambivalenzen anzunehmen und sich gerade an ihre dunkle Seite zu stellen, die sie selbst schwer akzeptieren können.

„Parteilichkeit, die dem Kinde nützt, ist in erster Linie auch eine Parteilichkeit für dessen Ambivalenz“ (Levold, Blum, Zenz, 1991).

Nur dann wird es sich verstanden fühlen und langsam Dinge entwickeln, die durch den Missbrauch verschüttet wurden: Vertrauen in das Gegenüber, Vertrauen in sich selbst und in die eigenen Gefühle und nicht zuletzt die Sicherheit, das oder besser die sein zu dürfen, die man ist.

Weiters ist seitens der HelferIn auch ein kritisches Hinterfragen der eigenen Helfer- bzw. Rettungsimpulse gefragt, die angesichts eines dramatischen Missbrauchsfall es mobilisiert werden und die sich mit Spaltungstendenzen überlagern können.

Es kommt dem helferischen Ego natürlich sehr entgegen, sich selbst im Ge-

gensatz zum armen Opfer als potent und kompetent zu erleben und die Auseinandersetzung mit eigenen hilflosen Anteilen zu vermeiden, die alte Ängste, Verletzungen und Ohnmachtsgefühle wieder zum Leben erwecken könnten. Das gelingt am leichtesten durch eine klare Abgrenzung von eigenen Opfer-Anteilen und durch die Vermeidung einer Identifikation mit der Opferseite der KlientIn („Die Opfer sind immer die anderen.“), aber auch durch die Vermeidung einer realistischen Wahrnehmung und echten Auseinandersetzung mit der Person des Täters.

Außerdem ist es eine ehrenvolle Sache, die Schwachen zu schützen und das Böse zu bekämpfen. Dafür braucht es eine klare Trennung von Gut und Böse, von Macht und Ohnmacht und von Schuld und Unschuld:

Die HelferIn ist die gute Macht, die das Opfer rettet und vor der bösen Welt und besonders vor missbrauchenden Männern schützt.

Das von sexueller Gewalt betroffene Opfer ist schwach und in seiner Hilfsbedürftigkeit auf die HelferIn angewiesen, von der es sich retten lässt, und zwar in der von der HelferIn vorgesehenen Weise.

Der missbrauchende Mann ist das Böse schlechthin, das bekämpft, überwältigt und dingfest gemacht werden muss.

Um eigenen Rettungsfantasien langfristig frönen zu können, dürfen Opfer keineswegs aus ihrer Hilflosigkeit und Ohnmacht erwachen und Autonomietendenzen entwickeln. Eine Wegentwicklung aus der Opferrolle und Emanzipation seitens der KlientIn könnte eine so angelegte Helfer-Identität in ihren Grundfesten erschüttern und ins Wanken bringen, was um den Preis der Kleinhaltung des so genannten Opfers unbedingt vermieden werden muss.

Eine Annäherung an die schwache Seite der KlientIn könnte eigene Omnipotenzfantasien gefährden und Ängste hochkommen lassen, deren Abwehr gute Gründe hat.

Eine Einfühlung in den Täter könnte gefährliche Grautöne in sicheres Schwarz-Weiß bringen. In solch einer einfachen Welt ist kein Platz für Differenzierung, für die Wahrnehmung von Ambivalenz, für die Auseinandersetzung mit widersprüchlichen Gefühlen und letztlich für eine Koexistenz und Integration von Gut und Böse, von Liebe und Hass, Schuld und Unschuld, Macht und Ohnmacht. Die Fähigkeit, diese Gegensätzlichkeiten auszuhalten und als Bestandteile der eigenen Psyche anzunehmen, ist eigentlich Merkmal einer reifen Persönlichkeit und Ziel so mancher Psychotherapie.

Ein kritischer Blick in die Abgründe der eigenen Geschichte und Berufsmotivation kann möglicherweise den „Missbrauch“ von KlientInnen für die eigenen Bedürfnisse oder zur Vermeidung der Konfrontation mit eigenen abgespaltenen Anteilen verhindern.

Abgesehen von den beschriebenen psychodynamischen Gründen, von sexueller Gewalt Betroffene zu „Opfern“ zu stempeln bzw. sie nicht dabei zu unterstützen, diese Rolle innerhalb einer angemessenen Zeit zu überwinden, sehe ich auch materielle Motive für eine derartige Haltung bei HelferInnen bzw. Institutionen. In Zeiten der Verknappung finanzieller Ressourcen für psychosoziale Einrichtungen ist es eine sinnvolle Strategie, mit gewissem Druck auf die Tränendrüse neue Töpfe aufzutun für so genannten Opferschutz, Opferhilfe oder wie immer die emotionsschwangeren Vokabel für erhöhten Finanzierungsbedarf lauten mögen. Kaum ein Politiker oder höherer Funktionär kann es sich leisten, öffentlich gegen die Unterstützung der Armen und Schwachen aufzutreten, besonders wenn es sich um hilflose, unschuldige Opfer gewissenloser Sexualverbrecher handelt. Hier ist Spaltung und Polarisierung Methode und in vielen Fällen eine Frage der Existenz.

Die Täter – das personifizierte Böse

Im Folgenden möchte ich mich den so genannten Tätern zuwenden, die ja die andere Seite, das „Böse“, repräsentieren.

Ein guter Grund für die Separationstendenzen gegenüber dem abgespaltenen Bösen sind neben den obgenannten Motiven verschiedene Ängste.

Zum einen Ängste im Hinblick auf die Wahrung der eigenen „Unbeflecktheit“: Besteht doch die Gefahr, mit dem Täter in einen Topf geworfen oder als Sympathisant entlarvt zu werden, wenn man nicht klar und deutlich gegen ihn Position bezieht. In Zeiten, in denen politische Lager, die Unbarmherzigkeit und strengere Strafen gegenüber so genannten Tätern propagieren, hoch im Kurs stehen, bedeutet es ein gewisses Risiko, in der Öffentlichkeit Empathie gegenüber Männern oder auch Frauen zu zeigen, die sexuelle Übergriffe an Kindern begangen haben. Aber auch in manchen HelferInnenkreisen ist es nicht ganz ungefährlich, als „täterfreundlich“ geoutet zu werden. Man setzt sich der Gefahr aus, stellvertretend für den Täter beschuldigt, verfolgt und verurteilt zu werden und all die negativen Affekte abzubekommen, die bei Konfrontation mit sexueller Gewalt gegen Kinder hochkommen und die sich mehr oder weniger unkontrolliert entladen, wenn sie nicht einer Reflexion zugänglich gemacht werden können. Eine weitere Frage ist, wie sehr das Zulassen von Einfühlung und Nähe gegenüber Tätern eine Bedrohung für das eigene helfermäßige Ego darstellt. Wir können davon ausgehen, dass die Polarisierung gute HelferIn – böser Täter funktional im Hinblick auf allfällige Ängste der HelferIn ist, sich bei eventuellen Berührungspunkten, Sympathien oder Ähnlichkeiten mit Tätern zu ertappen. Offenbar muss um jeden Preis vermieden werden, an sich selbst Anteile wahrzunehmen, die an solche des Täters erinnern könnten.

Mit den Mitteln der Dämonisierung bzw. Skandalisierung gelingt die Abgrenzung gegen möglicherweise nahe liegende Identifikationstendenzen perfekt. Die Täter sind immer die anderen und die werden mit absoluter Härte verurteilt, kontrolliert und vom eigenen Ego abgegrenzt. Das Problem ist nur, dass aus dieser Perspektive ein ungetrübter Blick auf die Dynamik von Missbrauchsfällen nur sehr beschränkt möglich ist. Eine weitere daraus resultierende Schwierigkeit ist, dass es aus der dadurch geschaffenen Distanz und verzerrten Perspektive kaum möglich ist, den so genannten Täter, seine Strategien, Motive und auch seine Taten wirklich wahrzunehmen. Wissen über den so genannten Täter ist aber oft eine wesentliche Basis, Reaktionen des betroffenen Kindes zu verstehen und es gut unterstützen zu können, besonders wenn es sich um kleinere Kinder handelt, die viele Aspekte des Missbrauchs nur schwer einordnen, benennen und damit auch schwer verarbeiten können.

Ein weiterer Grund, Annäherung an Menschen zu vermeiden, die sexuelle Übergriffe an Kindern verübt haben, sind Ängste vor dem Täter selbst. So genannte Täter werden als übermächtig, undurchschaubar, manipulativ, mit allen Wassern gewaschen und in jeder Weise gefährlich fantasiert. Im Umgang mit einem solchen „Monster“ ist Vorsicht angesagt. Es muss unbedingt vermieden werden, ihm auf den Leim gehen, von ihm überwältigt oder in die Irre geführt zu werden. Diese Haltung fördert Kontrollbedürfnisse und Straf- bzw. Demütigungstendenzen und lässt wenig Raum für empathische Annäherung und Einfühlung. Sie macht es aber auch unmöglich, sich für die wahren Motive, Konflikte und Schwierigkeiten des Missbrauchers zu interessieren, die zu verstehen letztlich Perspektiven, aus der Missbrauchsdynamik herauszukommen, eröffnen könnte und damit dem so genannten Opfer, aber auch dem Täter zu gute käme. Das impliziert keineswegs die

Forderung, jede HelferIn möge selbst mit „Tätern“ arbeiten, aber sehr wohl den Anspruch, im Sinn eines umfassenden Verstehenskonzepts die Täterseite nicht auszublenden.

Es stellt sich die Frage, ob in der Realität – abgesehen vom Einzelfall – eine scharfe Abgrenzung zwischen Tätern und Opfern überhaupt möglich ist. Wie wir in unserer täglichen Arbeit sehen, unterscheiden sich Täter- und Opferbiografien oft nur marginal, und es ist manchmal nicht eindeutig zu beantworten, warum sich Menschen aus ähnlich defizitären Bedingungen heraus zu Tätern oder Opfern entwickeln. Sowohl in den Anamnesen von Opfern wie auch von Tätern finden sich gehäuft multiple Gewalterfahrungen, oft kombiniert mit einer massiven Vernachlässigungsproblematik, mit dem Fehlen elterlicher Schutzfunktionen, Beziehungsabbrüchen, mit Rollendiffusion und unsicheren Generationengrenzen im Herkunftssystem etc. All dies sind Faktoren, die massive Störungen einer positiven Persönlichkeitsentwicklung bewirken können. Diese manifestieren sich in der Folge in Selbstwertproblemen, eingeschränkter Bindungsfähigkeit, Schwierigkeiten bei der Entwicklung einer funktionalen Geschlechtsidentität sowie der Autonomieentwicklung etc., also Auffälligkeiten, die u. a. typisch sowohl für Täter- als auch Opferpersönlichkeiten sind. Außerdem sind die Übergänge in vielen Fällen fließend: Viele so genannte Täter haben eigene kindliche Missbrauchserfahrungen, die sie in keiner Weise verarbeiten konnten und die sich in der Folge in Übergriffshandlungen gegenüber Kinder manifestieren. Andererseits zeigen von sexueller Gewalt betroffene Kinder häufig ein sexuell aggressives, grenzverletzendes Verhalten gegenüber anderen Kindern oder auch gegenüber Erwachsenen und werden letztlich über dieses „Symptom“ als „Opfer“ wahrgenommen. An solchen Kindern scheiden sich die Geister, und es ist oft nicht ganz nach-

vollziehbar, wovon es abhängt, dass dasselbe Kind zum einen als Täter stigmatisiert oder zum anderen als Opfer bemitleidet wird. Ich denke, ein adäquater Umgang mit solchen Kindern ist weder das eine noch das andere. Hilfreich kann vielmehr sein, ihnen Verarbeitungsmöglichkeiten innerhalb eines sicheren Rahmens anzubieten, die ein Ausagieren ihrer Erfahrungen durch Identifikation mit dem Aggressor überflüssig machen.

Neben einem differenzierten Umgang mit Täter- und Opfergeschichten erscheint es mir auch wichtig, Differenzierungen hinsichtlich verschiedener Tätertypen vorzunehmen. Es wird der Problematik nicht gerecht und nützt niemandem, z. B. so genannte Konflikttäter, die von ihrer Persönlichkeit her relativ gesund sind und die in speziellen Konfliktsituationen punktuelle Übergriffshandlungen gesetzt haben, mit Sexualstraf Tätern mit ausgeprägten Psychopathologien in einen Topf zu werfen. Dabei erscheint mir eine Differenzierung der „Taten“ ebenso sinnvoll wie eine Unterscheidung der dahinter liegenden Motive und des damit verbundenen Gefährdungspotentials. So wird ein Exhibitionist anders einzuschätzen sein, dem es beim Leben seiner Sexualität um die Vermeidung von Nähe und Berührung geht und der daher kaum sein „Opfer“ attackieren, berühren oder vergewaltigen wird, als ein Pädophiler, der in der Entwicklung seiner sexuellen Identität in einer kindlich-jugendlichen Phase hängen geblieben ist und sich die dieser Fixierung entsprechenden „Partner“ suchen und mit ihnen spezifische sexuelle Handlungen setzen wird, oder ein Mann mit einer dissozial-sadistischen Persönlichkeit, der andere Menschen ausschließlich als Objekte wahrnimmt und entsprechend be- oder misshandelt. Die beschriebenen Beispiele fallen alle unter den Sammelbegriff „Täter“, sind aber hinsichtlich der Dynamik, der Auswirkungen der Übergriffshandlungen auf Betroffene,

hinsichtlich der Behandlungsmöglichkeiten und -ansätze und hinsichtlich der Prognose nicht zu vergleichen.

Eigentlich ist schon die Verwendung der Bezeichnung „Täter“ durch HelferInnen problematisch, weil dadurch automatisch der kriminologisch-strafrechtliche Kontext fokussiert wird und damit Aspekte wie moralische Bewertung, Ermittlung, Schuldzuschreibung und letztlich Verurteilung in den Vordergrund rücken und Priorität vor einer Auseinandersetzung mit psychodynamischen Aspekten bekommen, die dem beraterisch-therapeutischen Kontext eher entsprechen würden. Offenbar gibt es in der deutschen Sprache keine halbwegs neutrale Bezeichnung für Menschen, die sexuelle Übergriffe begangen haben, weshalb auch ich im vollen Bewusstsein der Problematik auf diesen Terminus zurückgreife.

Wenn undifferenziert von „Tätern“ gesprochen wird (oder andere noch weniger schmeichelhafte Bezeichnungen verwendet werden), ohne das tatsächlich Vorgefallene zu benennen, oder auch wenn von „Missbrauch“ die Rede ist, ohne die Termini wirklich mit Inhalten zu füllen, besteht die Gefahr, dass bezüglich der „Taten“ in der Fantasie des Betrachters ein wüstes Bild perversester Grausamkeiten entsteht, das die in der Realität passierten Übergriffe bei weitem übertrifft. Dadurch kann sowohl auf der Fall- als auch auf der Helferebene eine Eigendynamik ins Rollen kommen, die kaum mehr zu steuern ist. Ein präziser Blick auf das real Geschehene und konkretes Nachfragen bei der Weitergabe von fallspezifischen Informationen könnte solche Prozesse vermeiden, unterbleibt aber oft aus Gründen der Schonung der eigenen Psyche. (Man möchte nicht so genau wissen, was eigentlich passiert ist, um sich nicht wirklich auseinander setzen zu müssen und an vorgefassten, sicheren Positionen festhalten zu können.)

Obwohl bei sexueller Gewalt an Kindern von einem Tabuthema nicht mehr die Re-

de sein kann (das Thema ist seit gut zehn Jahren in aller Munde, TV-Serien, Talk-Shows etc. eingeschlossen), scheint der Aspekt der exakten Benennung und Betrachtung solcher Phänomene auf einer konkreten Ebene nach wie vor einer gewissen inneren und äußeren Zensur zu unterliegen.

Beim Ruf nach differenzierter Betrachtung der Täterseite geht es mir nicht um Gerechtigkeit und auch nicht um die Schonung missbrauchender Männer (und Frauen) oder die Entschuldigung von „übergreifigem“ Verhalten. Zentral erscheint mir, den Blick auf die reale Falldynamik nicht durch Skandalisierung, Bagatellisierung oder auch Stellvertreterkriege im HelferInnen-System zu verstellen.

Besonders bei jugendlichen „Tätern“ finde ich diese Bezeichnung problematisch, weil es damit zu einer Rollenfixierung und Festschreibung problematischen Verhaltens kommen kann. Ich bestreite nicht, dass es Kinder und Jugendliche gibt, deren Geschichte und Problematik eine Weiterentwicklung in Richtung „Täterpersönlichkeit“ nahe legt, wenn sie nicht rechtzeitig eine adäquate Behandlung erhalten. Sie aber aufgrund punktueller oder wiederholter Grenzverletzungen oder auch Übergriffshandlungen auf eine „Täterrolle“ festzulegen, kann ich aus ethischen und „kinderschützerischen“ Gründen nicht akzeptieren.

Damit stellt sich die Frage, wo Kinder anfangen, so genannte „Täter“ zu sein, oder mit anderen Worten, wo die Grenze zwischen sexuellem Experimentieren, das zu einer normalen Sexualentwicklung gehört, und ernst zu nehmenden Grenzverletzungen zu ziehen ist. Ich denke, dass Grenzverletzungen unter Kindern – ebenso wie bei Erwachsenen – dort beginnen, wo die Freiwilligkeit des anderen und besonderes des Schwächeren aufhört. Es ist keine Frage, dass solche Situationen, wenn sie passieren,

ernst genommen und unbedingt mit allen aktiv und passiv beteiligten Kindern besprochen werden sollen. Ich finde es aber höchst problematisch, wenn in diesem Zusammenhang z. B. Kinder im Kindergarten- bzw. Volksschulalter als Täter bezeichnet, stigmatisiert und mit Ausschluss vom weiteren Kindergarten- oder Schulbesuch bedroht werden und sogar polizeiliche Anzeigen überlegt werden, „um den Anfängen zu wehren und ausreichende Maßnahmen gegen das aufkeimende Böse zu ergreifen“. So sehr das Bedürfnis nach einer klaren Festlegung von Grenzen zwischen normaler und pathologischer (Sexual-)Entwicklung verständlich ist, so problematisch erscheint mir die vorschnelle Stigmatisierung von Kindern und Jugendlichen als potentielle Lustmörder, Triebverbrecher, Kinderschänder etc. aufgrund durchaus berechtigter als problematisch eingestuftes Verhaltensweisen. Ein differenzierter Blick auf die Gesamtpersönlichkeit des Kindes ohne skandalisierende oder spaltende Verzerrungen und gegebenenfalls ein rechtzeitiges adäquates therapeutisches Angebot ist jedenfalls ein geeignetes Mittel, problematische Entwicklungen von Kindern entsprechend wahrzunehmen und damit umzugehen. Nicht jedes grenzverletzende Verhalten Jugendlicher trägt das Potential einer Perversion in sich.

Zusammenfassung

Nachdem in den vorangegangenen Überlegungen die Problematik eines spaltenden, polarisierenden, skandalisierenden und fixierenden Umgangs mit Fällen von sexueller Gewalt hoffentlich deutlich geworden ist, stellt sich nun die Frage nach Alternativen oder besser nach Möglichkeiten, nicht in die Fallen der eigenen Abwehr zu tappen.

■ Zum einen denke ich, dass es wichtig ist, sich immer wieder vor Augen zu halten, wie schwer und belastend die Arbeit in diesem Problembereich sein kann und

wie leicht im Zusammenhang mit einer Missbrauchsdyamik eigene Grenzen (hier die Grenzen der persönlichen Belastbarkeit) verletzt werden können. Die oben beschriebenen Formen der Abwehr sind ja als Schutzmechanismen zu verstehen, die eine Überforderung der eigenen Psyche verhindern sollen. Im Bewusstsein dieser Tatsache halte ich es für unverzichtbar, Formen der Unterstützung, im Rahmen derer die Reflexion falldynamischer, teamdynamischer und eigener psychodynamischer Prozesse ermöglicht wird, für in diesem Bereich tätige HelferInnen einzufordern. Diese Forderung richtet sich sowohl an die Träger aller Einrichtungen, die in diesem Feld tätig sind, als auch an die einzelne HelferIn, die eigenverantwortlich dafür Sorge tragen muss, sich die Bedingungen für ein effektives Arbeiten mit von sexueller Gewalt Betroffenen, deren sozialem Umfeld oder auch mit Menschen, die sexuelle Übergriffshandlungen gesetzt haben, zu schaffen, die sie braucht. Was diese Bedingungen alles umfassen, wird individuell sehr verschieden sein und ein hohes Maß an Aufmerksamkeit für die eigene Psychodynamik und an Reflexionsbereitschaft erfordern. Im Sinn einer reflektierten Betrachtung der eigenen Rolle würde ich dafür plädieren, die Verantwortung für die eigenen beruflichen Ressourcen und Rahmenbedingungen selbst in die Hand zu nehmen und nicht in einer Art Identifikation mit einem großen Teil unserer Klientel in eine hilflose „Opferrolle“ zu flüchten und zu beklagen, dass niemand sich für die eigenen Bedürfnisse zuständig fühlt. Ebenso wie für die KlientInnen ist hier persönliches Empowerment und Emanzipation die Devise und das Ziel.

■ Für einen weiteren wichtigen Aspekt halte ich einen disziplinierten Umgang mit der Sprache. Wie oben beschrieben, gehe ich davon aus, dass persönliche Sichtweisen Realität schaffen, und diese manifestiert sich in der Sprache. Meiner Meinung nach hat es einen Einfluss auf

die eigene Haltung gegenüber KlientInnen, ob ich sie als Opfer, Überlebende, Betroffene oder eine Person bezeichne, die sexuelle Übergriffe erlebt hat. Ebenso macht es einen entscheidenden Unterschied, von Sexualstraftätern, Missbrauchern, Triebverbrechern oder Menschen zu sprechen, die sexuelle Übergriffshandlungen gesetzt haben. Abgesehen von den Auswirkungen von solchen „Labels“ im direkten KlientInnenkontakt bzw. in diversen HelferInnenzirkeln, denke ich, dass bereits an diesem Punkt entscheidende Weichen gestellt werden, mit wie viel Offenheit an einen Fall herangegangen werden kann. Je wertfreier die Bezeichnungen der involvierten Personen und Sachverhalte, desto größer können die Spielräume im Hinblick auf eine oft ohnehin schon sehr mitreißende Fall- und Helferdynamik sein und umso eher kann es gelingen, in einer emotional sehr aufgeladenen Situation einen kühlen Kopf und einen Blick für das Wesentliche zu bewahren.

■ Als letzten Punkt möchte ich die Forderung erheben, dass Menschen, die mit Problemen arbeiten, die die „Abgründe der Menschseins“ berühren, sich hinreichend mit den Abgründen der eigenen Geschichte und der eigenen Persönlichkeit auseinander gesetzt haben. Eine entsprechende Selbsterfahrung schützt zwar keineswegs vor heftigen Affekten im Zusammenhang mit Gewaltfällen, hilft aber möglicherweise, sie nicht auszuagieren, sondern einer gezielten Reflexion zugänglich zu machen. Das Kennen und Annehmen der eigenen Abgründe, dunklen und wenig geliebten Anteile ist meiner Meinung nach der einzige Weg, diese nicht abzuspalten oder in KlientInnen bzw. Mit-HelferInnen zu bekämpfen, sollten sie daran rühren.

L i t e r a t u r

Levold T. Blum R., Zenz W. (1991): Systemische Therapie bei Inzest. Zum Umgang mit einem Problemsystem. System Familie 9, 160–179